

Beiträge der Schule auf der Aue

Münster

„Der Austausch mit Anita und Klaus“

Im Mai 2012 wurde Anita 14 Jahre alt. Sie und ihr Freund Klaus, ebenfalls 14 Jahre alt wohnten in Split in Kroatien. Beide besuchten die Klasse 9a des Franz-Beckenbauer-Gymnasiums. An einem Tag fragten Anita und Klaus ihre Eltern, ob sie an einen der Schüleraustausche ihrer Schule teilnehmen dürften. Die Austauschfahrten gingen nach Madrid, Paris, Mailand oder Peking. Ihre Eltern waren einverstanden jedoch nur mit einer Reise in Europa. Am nächsten Morgen erhielten alle interessierten Schülerinnen und Schüler einen Austauschbogen zum Ausfüllen. Freudig gingen Anita und Klaus nach Hause und überlegten, wo sie hingehen wollten. Anita wollte nach Madrid, Klaus ebenfalls. Zusammen mit ihren Eltern füllten sie den Bogen aus. Am darauf folgenden Tag, als die beiden ihren Zettel abgeben wollten, kam eine Durchsage: „Achtung, eine wichtige Information an die neunten Schüleraustauschklassen. Die Reise nach Madrid fällt leider aus, dafür habt ihr die Möglichkeit, nach Ibiza zu fahren.“ Klaus konnte sich mit diesem neuen Reiseziel nicht anfreunden. Anita schaffte es aber ihn zu überzeugen: „Klaus, nicht traurig sein. Ich war schon öfter mit meinen Eltern nach Ibiza. Da ist es bestimmt besser als in Madrid.“ „O.k.“, meinte Klaus, „Wenn du dahin willst, komme ich auch mit.“ Als sie mittags nach Hause zurückkehrten, erzählten sie ihren Eltern: „Wir können nicht nach Madrid, sondern jetzt nach Ibiza. Unsere Klassenlehrerin, Frau Klinke-Müller meint auch, dass Madrid sogar besser sei als Madrid. Der Austausch findet Anfang Juni statt. Wir erhalten bald ein Infoblatt.“ Ein Tag vor der Abfahrt nach Ibiza packten Anita und Klaus voller Vorfreude ihre Koffer, sie riefen sich ständig an, weil sie sehr aufgeregt waren. Ihre Eltern mussten sie zwingen zeitig ins Bett zu gehen, um für den großen Tag ausgeruht zu sein. Am nächsten Morgen fuhren sie mit einem Reisebus zum Flughafen und durften sogar vor dem Abflug eine Flughafenführung machen. Der erste Tag in Ibiza verlief sehr schnell, mit Koffer auspacken, viel Organisation. Am zweiten Tag gingen alle nach dem Frühstück zum Comte-Strand. Die Kinder wollten einen kleinen Schwimmwettbewerb am Strand machen. Anita kündigte: „Liebe Schüler und Schülerinnen, jeder schwimmt zur Boje hin und wieder zurück. Ihr müsst brustschwimmen. Wer zuerst über die diese Linie ist, hat gewonnen. Alles klar? Dann kann es jetzt losgehen. Auf die Plätze fertig los.“ Klaus kam als Erster an. Doch als er bereits am Strand war, merkte er, dass Anita weit hinter schwamm und scheinbar Schwierigkeiten hatte. „Merkwürdig“, dachte er, „Anita ist sonst eine gute Schwimmerin. Was ist los?“ Er sah noch mal zum Meer und stellte fest, dass seine Freundin immer langsamer wurde und manchmal nicht zu sehen war. Klaus überlegte nicht lang und sprang wieder ins Wasser. Er erreichte Anita rechtzeitig, denn sie kämpfte schon, um sich über Wasser zu halten. „Anita halte durch, ich bin da, ich helfe dir.“ Er packte das Mädchen und schwamm langsam mit ihr zurück. In Strandnähe kamen einige Mitschüler herangeschwommen, um Klaus, der schon sehr müde war, zu helfen. Zum Glück war Frau Klinke-Müller da, sie half mit und kümmerte sich anschließend um Anita, die viel Wasser spucken und Luft holen musste. Nachdem es ihr etwas besser ging, erzählte Anita, dass sie auf einmal einen Krampf bekommen hatte, das richtig wehtat und sie am Schwimmen hinderte. Frau Klinke-Müller sagte zu Klaus: „Du hast Anita gerettet, Klaus. Bravo. Das war sehr mutig.“ Anita lächelte ihren Freund an. „Sobald ich wieder fit bin, bekommst du dafür einen riesigen Eisbecher. Und das nächste Mal fahren wir da, wo du hin willst“, zwinkerte sie ihm zu.

Laura Victoria Seibert, Klasse 6GD

„Die große Lawine“

Die Familie Saff machte in den Winterferien einen Urlaub. Die zwei Töchter Lara und Clara waren eineiige Zwillinge. Beide hatten sie beide blondes Haar und blaue Augen. Sie gingen in die 11. Klasse und waren 16 Jahre alt. Doch etwas unterschied sie, denn Laras Lieblingsfarbe war Rot und Claras Orange. Die Familie fuhr am Samstag, den 27. Dezember 2014 für drei Wochen in den Skiurlaub. Die Familie fuhr jeden Winter auf die Zugspitze in den Alpen. Als sie endlich ankamen, lag der Schnee bereits 60 cm hoch. „Juhu, wir sind angekommen“, schrien die beiden Mädchen. Sie gingen in die Rezeption und holten den Schlüssel für das Zimmer. Clara schaute auf

den Schlüsselbund und sagte: „Wir haben das Zimmer 317, also müssen wir in den 3. Stock. Zum Glück müssen wir nicht weiter hoch.“ „Ja, zum Glück“, antwortete Lara. „Mama, wann fahren wir Snowboard?“ Ihre Mutter dachte nach und antwortete „Mal sehen. Als Erstes frühstücken wir, danach können wir fahren, wenn nichts dazwischen kommt.“ „O.k., aber können wir erst mal mit der leichten Rodelbahn beginnen. Ich fühle mich nicht so wohl, wenn ich mit der Mittleren anfangen, auch wenn wir schon so oft Snowboard gefahren sind“, murmelte Lara. Clara nickte, ihr ging es auch so. Es war nun Mittag und sie gingen zum Sessellift. „Gleich sind wir da“, sagte der Vater zur Familie. Sie fuhren runter und Clara fiel hin. Nach einer Woche waren sie schon mit der mittleren Rodelbahn gefahren. Sie hatten nur noch zwei Wochen, um mit der schwierigen Profi-Bahn zu fahren. Als sie eines Abends in ihr Zimmer gingen, fragte Lara Clara: „Weißt du eigentlich, dass ich Morgen auf die schwere Bahn gehen möchte?“ „Echt? O.k., ich probiere es morgen auch. Aber jetzt schlafe ich, denn wir sollten morgen fit sein. Gute Nacht.“ „Ja, gute Nacht.“ Am darauf folgenden Morgen nahmen die Eltern und die beiden Töchter nach einem leckeren Frühstück den Sessellift, um den Berg zu erreichen. Die Eltern waren einverstanden heute mit der schweren Rodelbahn zu beginnen. Vater und Mutter fuhren mit einer anderen Gruppe, denn in jeder Gruppe durften nur vier Personen mit. „Tschüss, bis gleich“, riefen die Eltern ihren Kindern zu. „Ja, bis gleich“, antworteten Clara und Lara. Sie mussten jedoch alleine fahren, weil sie die Letzten waren. Die Mädchen fuhren los ... und da passierte es: Ein dumpfes, rollendes Geräusch, dann eine große Lawine, sie packte die Kinder. Ihre Eltern, die mit ansehen mussten, wie ihre Töchter unter dem Schnee begraben wurden, machten sich große Sorgen und riefen ein Rettungsteam. Leider blieb die Suche in dem riesigen weißen Gebiet ohne Erfolg. Da es bald dunkel wurde, entschied das Rettungsteam die Jugendlichen am nächsten Tag weiterzusuchen. „Clara?“, fragte Lara „Ja“, antwortete Clara gequält: „Ich komme nicht raus.“ „Warte, ich probiere es mal.“ „Beil dich, ich habe Angst, dass ich keine Luft bekomme und dass der Schnee einstürzt. Falls wir sterben sollten, wollte ich dir noch was sagen: Ich habe dich schon immer gerne, auch wenn wir manchmal Streit hatten“, flüsterte Clara. „Ja, ich habe dich auch lieb. Du bist die beste Schwester aller Zeiten. Aber halte durch. Wir werden bestimmt nicht sterben, das verspreche ich dir. Ich bin fast ganz oben und bekomme wieder gut Luft. Es dauert nicht mehr lang, warte kurz“, sagte Lara. Sie versuchte sich weiterhin nach oben zu hieven, Clara atmete langsamer, um Luft zu sparen. Die Zeit schien nicht zu vergehen, die beiden Schwester unterhielten sich nicht mehr, nicht mal, um sich Mut zuzusprechen. Waren sie schon tot? Auf einmal schrie Lara freudig: „Ich bin draußen.“ „Kannst du mich befreien? Bitte“, stöhnte kurzatmig Clara. „Ja, aber wo bist du? Kannst du noch sprechen?“ „Noch ein wenig, die Luft wird aber knapp.“ „Ich höre dich jetzt schon viel besser“, schnaufte Lara, „Halte durch!“ „Ich bekomme keine Luft mehr. Ich kann nicht mehr ...“, erwiderte Clara und wurde ohnmächtig. „Clara, Clara“, rief ihre Schwester ängstlich. Sie grub panisch weiter, sie hatte nur noch einen einzigen Gedanken: Clara zu befreien. Sie spürte nicht mal die Kälte, die in ihren Fingern durch die Handschuhe kroch und die eisige Luft. Nach einer Weile fand sie ihre Schwester. Sie zog sie mit viel Mühe aus dem Schneeloch raus. Clara war noch ohnmächtig. Lara, zuerst mutlos und erschöpft vom vielen Graben, fing an zu weinen und wollte sich neben ihrer Schwester hinlegen und aufgeben. Als sie im Schnee lag, kam ihr eine Idee. Sie nahm eine Handvoll Schnee und rieb damit Claras Gesicht. Nach einigen Minuten machte Clara die Augen auf, ihr Gesicht war rot und nass, aber sie war wieder wach. „Wo bin ich?“, „Wir sind gerettet, Clara.“ „Zum Glück“, sagte Clara erleichtert. Während sich ihre Schwester noch ein wenig ausruhte, suchte Lara ihr Snowboard, fand aber nur Claras Board. Lara nahm ihre Schwester auf das Brett mit und fuhr langsam mit ihr los, denn Clara war noch ein wenig schwach. Als die Mädchen nach unten angekommen waren, war es fast dunkel. Die Fahrt war so anstrengend, dass die beiden Mädchen humpelnd und erschöpft am Hotel ankamen. Ihr ganzer Körper schmerzte und sie froren. Ihre Eltern, die sehr in Sorge waren, hatten es schwer den nächsten Tag abzuwarten, um weiter nach ihren Töchtern zu suchen. Als sie Clara und Lara sahen, waren sie außer sich vor Freude: „Zum Glück ist euch nichts passiert“, riefen sie erfreut. „Wir hatten schon das Rettungsteam geholt aber es hatte euch nicht gefunden.“ „Mama, meine Hand tut weh“, meinte Clara. „Und meine Knie schmerzen“, beschwerte sich Lara. „Dann gehen wir gleich mal zum Doktor“, entschied die Mutter. Dem Arzt berichteten Clara und Lara über ihr Erlebnis. Er lobte sie, weil sie sehr mutig

waren und zusammengehalten hatten. Er sagte ihnen, dass sie dadurch Schlimmeres verhindert hatten, sie wären vielleicht erfroren. „Mama, ich habe mir zum Glück nur die Hand vom vielen Graben verletzt“, jammerte etwas Lara. „Und ich, meine Knie“, wimmerte etwas Lara. Es waren halt Zwillinge. Die Familie hatte den Rest der Ferien noch viel Spaß. Clara und Lara konnten die letzte Woche wieder Snowboard fahren, denn sie hatten nur kleinere Verletzungen. „Hoffentlich haben wir nächstes Jahr keine Lawine“, hofften die beiden. Als sie wieder zu Hause waren, erwartete sie ein Neujahrsgeschenk: Es lag Schnee und die Mädchen konnten sogar ein wenig Snowboard fahren.

Theresa Saaler, Klasse 6GD

„Unsere Geschichte“

Als ich heute Morgen in die Schule kam, erwarteten mich die üblichen Sprüche und natürlich war Tom wieder ganz vorne dabei. „Na Ben, was hat unser Millionärssöhnchen heute wieder bekommen?“, rief er mir zu. Ich ignorierte ihn, setzte mich auf meinen Platz und wartete auf unsere Lehrerin, Frau Nimmer. Doch heute kam sie nicht alleine, sondern hatte ein Mädchen bei sich. „Hallo allerseits“, begrüßte sie uns, „Das ist Lena, sie geht ab heute in eure Klasse und ich hoffe, dass ihr ihr alles zeigt. Nun Lena, setz dich einfach hin, wo Platz ist.“ Das blieb heute nicht die einzige Nachricht, auch wurde angekündigt, dass wir am nächsten Montag in einen Tierpark fahren und das Schlimmste daran war, dass ich mit Tom in einer Gruppe war. Die übrigen Tage der Woche verliefen wie immer, Tom fielen jeden Tag neue Sprüche ein und um unser Haus lauerten Reporter. Am Montag trafen wir uns direkt an der Bushaltestelle. Als ich ankam, hatte sich eine Traube um die Mauer versammelt. Schon von weitem hörte ich Toms Stimme. Doch diesmal machte er keine Scherze über mich, sondern über Lena. Sie saß zusammengekauert auf der Mauer und weinte. In diesem Moment kam Frau Nimmer, schrie Tom an und schickte alle außer ihm und Lena schon vor in den Bus. Zwanzig Minuten später waren dann endlich alle im Bus und wir fuhren los. Ich schaute aus dem Fenster, als mich plötzlich jemand ansprach „Hallo“, sagte Lena zögerlich, „Darf ich mich neben dich setzen, die anderen wollen das nicht, sie sagen, sie wollen nicht mit einer armen Weisen zu tun haben.“ „Natürlich kannst du dich neben mich setzen und außerdem mach dir nichts aus Toms Sprüchen, mich zieht er auch immer auf, ich heiße übrigens Ben.“ „Danke“, sagte Lena und setzte sich neben mich. Den Rest der Fahrt wurde kein Wort mehr gesprochen. Nachdem wir ankamen, holten wir uns erst unsere Tickets und bekamen dann noch ein Quiz von Frau Nimmer ausgeteilt, das wir bearbeiten sollten. Danach machten sich alle Gruppen auf den Weg. Zuerst lief es gut, heißt Tom und die anderen bestimmten, und ich machte mit. Als ich losgeschickt wurde, um eine Frage zu beantworten, rannten sie weg. Daher machte ich allein weiter. Ich wusste, dass das eigentlich verboten war, doch zu meiner Gruppe wollte ich auch nicht zurück. Ich lief die Gehege ab, machte Fotos und auch mit dem Fragebogen kam ich viel leichter voran. Als ich fertig war, hatte ich immer noch eine halbe Stunde Zeit. Also ging ich noch mal zu den Affen. Kurz bevor ich das Gehege betreten konnte, hörte ich eine Stimme: „HILFE!“ Ich konnte sie nicht zuordnen aber sie kam mir bekannt vor. Ich überlegte einen Moment, dann schoss es mir durch den Kopf. LENA!!! Sofort machte ich mich auf die Suche, bis ich sie endlich gefunden hatte. Sie war hinter einer Tür eingesperrt. Ich versuchte sie zu öffnen, doch war sie abgesperrt. Zum Glück war nicht weit von uns eine Tierpflegerin, die Lena die Tür öffnete. Sie fiel mir in die Arme und erzählte, dass sie von den anderen eingesperrt wurde.

Wir einige Jahre später

Da Tom ja jetzt nicht mehr in unsere Klasse ging, gingen Lena und ich jetzt viel lieber zur Schule als früher. Aber wir sahen uns nicht nur in der Schule, wir trafen uns auch oft nachmittags zum Spielen. Wir waren richtig gute Freunde geworden. Aber als ich heute Morgen aufwachte, war es ungewohnt still in unserem Haus, alles schien noch zu schlafen. Ich schlich langsam die Treppe hinunter und schaute mich um, da hörte ich meine Eltern. „Das kann so nicht weitergehen, Simone. Tag für Tag kommen mehr Reporter und Fotografen und jetzt auch noch der Einbruch, wir müssen hier weg.“ hörte ich meinen Vater sagen. „Du hast ja Recht, Sebastiano, aber wo sollen wir hin und was ist mit Ben, er hat

doch hier Freunde?“, entgegnete meine Mutter. „Dann wird er sich eben neue Freunde suchen müssen. Auf jeden Fall überlebe ich keine weitere Woche in diesem Chaos. Am Freitag ziehe ich in unsere Villa in Australien um, und ihr kommt mit“, sagte mein Vater mürrisch und verließ den Raum. Für mich brach eine Welt zusammen: nach Australien! Wie sollte ich mich da noch mit Lena treffen? Etwa jeden Tag zu ihr fliegen? Ich lief los, um ihr die schlechte Nachricht zu überbringen. Als ich Lena alles über das belauschte Gespräch berichtet hatte, dauerte es keine fünf Sekunden, bis sie in Tränen ausbrach. „Ihr dürft nicht umziehen, du bist doch der einzige Freund, den ich habe und was soll ich dann machen, wenn du nicht mehr da bist?“, brachte sie schluchzend hervor. „Beruhige dich Lena, wir werden schon einen Weg finden“, versuchte ich es, doch es klang nicht sonderlich aufmunternd. Verzweifelt fuhr ich wieder nach Hause und ging ins Büro zu meinem Vater. „Wieso habt ihr mir nichts gesagt?“, schrie ich ihn an. „Wann hattet ihr vor mir zu sagen, dass wir so mir nichts dir nichts nach Australien ziehen? Interessiert es dich eigentlich gar nicht, dass ich hier Freunde habe? Ich bleibe hier.“ Nun fing mein Vater an: „Erstens: Schrei mich nicht an. Zweitens: Doch, es interessiert mich. Und drittens: Du kommst mit.“ „NEIN, ich komme nicht mit“, schrie ich ihm ins Gesicht und rannte aus dem Zimmer. Meine Entscheidung stand fest, ich würde abhauen und mich so lange verstecken, bis sie mir erlauben bei Lena zu bleiben. Ich ging auf mein Zimmer, packte warme Sachen, Decken, Schlafsack und ein bisschen Geld ein und machte mich auf den Weg in den Wald. Ich lief, bis es dunkel wurde, und setzte mich dann in eine Nische zwischen zwei Bäumen. In dieser Nacht wurde es sehr kalt, ich frohr schrecklich und konnte fast nicht schlafen. Am nächsten Tag musste ich in die Stadt zurück, um Essen und Trinken zu besorgen. Auf dem Weg dorthin traf ich Lena, sie war total durcheinander und man sah, dass sie geweint hatte. „Wo warst du? Alle haben dich gesucht und deine Eltern machen sich schreckliche Sorgen. Sie haben dich die ganze Nacht gesucht.“ „Ich war im Wald und habe mich dort versteckt“, antwortete ich. „Los komm, ich habe deinen Eltern versprochen ihnen sofort Bescheid zu sagen, wenn ich dich finde. Also du gehst jetzt sofort nach Hause. Ich kann dich leider nicht begleiten, weil ich jetzt zurück ins Heim muss.“ „Wie, du musst zurück ins Heim? Ich dachte, dass mit der Weisen war nur ein Scherz von Tom?“ „Nein, ich bin wirklich eine Weise aber ich mag es nicht, wenn Leute mich deswegen tiefer stellen. Also, bis bald“, sagte Lena und ging. Immer noch geschockt ging ich nach Hause. Dort musste ich mir erst mal einen Vortrag meiner Eltern anhören. Als sie endlich fertig waren, wollte ich wieder zu Lena und fragte meine Eltern, ob ich zu ihr ins Heim dürfe. „Lena lebt im Heim?“, fragte mein Vater. „Ja, im Kirchenheim um genau zu sein. Also darf ich zu ihr?“ „Nein, du packst jetzt, wir ziehen wie geplant Morgen um, also beeile dich lieber. Ich und deine Mutter müssen noch einmal weg. Bis später“, sagte mein Vater und stieg mit meiner Mutter ins Auto. Ich packte und setzte mich dann zum Fernsehen auf die Couch. Plötzlich wurde die Tür aufgeschlossen und kurz darauf stürzte Lena ins Zimmer. „Ich komme mit nach Australien“, schrie sie mir entgegen. „Wie, was du kommst mit, hä?“ Jetzt verstand ich gar nichts mehr. „JA, ich komme mit. Deine Eltern werden mich adoptieren.“ „... „Das heißt, ...“, stotterte ich. „Ja, ich gehöre jetzt zu eurer Familie“, antwortete Lena. Von nun an waren wir endgültig unzertrennlich

Celine Hopf, Klasse 7GC

„Der Hundedieb“

An einem schönen Sommernachmittag sitzt ein Mädchen namens Lena auf einer Bank im Park. Sie schaut ihrer Hündin Aila zu, wie sie einem Schmetterling hinterher jagt. Alles wirkt friedlich, der Wind rauscht in den Blättern eines Baumes, in der Nähe bellt ein Hund. Total normal halt. Plötzlich ruft ein Junge: „Halt Lucky, HALT!!!“ Ein kleiner Terrier springt aus dem Gebüsch und hinterher ein Junge. Schnell flitzt der Hund an Lena vorbei und Aila gleich mit. Natürlich springt Lena auch auf, zusammen mit dem Jungen laufen sie zu den Hunden, die an einem Baum angehalten sind und sich beschnüffeln. Kaum zu Atem gekommen stellen sich auch die beiden Kinder vor. - „Hi, ich bin Alex und das ist Lucky“, sagt der Junge und gleich darauf Lena: - „Hallo, ich bin Lena und der Wirbelwind da drüben ist Aila.“ So unterhalten sie sich noch eine Weile, bis es Abend wird. Sie beschließen, zusammen nach Hause zu

gehen. Die Hunde sind schon etwas vorgelaufen, als plötzlich ein Mann aus einer Ecke auftaucht. Er fängt Lucky und Aila mit einem Netz, steckt sie gleich darauf in einen Sack, rennt zu einem roten Pick-up und fährt los. Und all das in nur wenigen Sekunden. Natürlich laufen Alex und Lena sofort den Wagen hinterher und rufen dabei: "Halt stehen bleiben!" Doch schon bald ist der Wagen über alle Berge. Keuchend lehnt sich Lena an einer Laterne. Auch Alex ist kaputt, dennoch sagt er: "Hey, alles wird gut. Wir gehen jetzt zu unseren Eltern und zur Polizei. Wir finden eine Lösung." Kurz darauf stehen Lena und Alex bei der Polizei und berichten. Wie sich herausstellt, hat der Hundedieb schon mehrere Hunde gestohlen. Immer mit derselben Methode, er lauert in einer dunklen Ecke, schnappt sich den Hund, fährt weg und bietet die Hunde nach einer Zeit zum Wiederkauf an. Flüsternd beschließen Lena und Alex, als ihre Eltern noch mit der Polizei reden: "Wir wollen Lucky und Aila befreien!" Am nächsten Tag treffen sie sich an der Stelle, wo sie das Auto verloren hatten. Sie versuchen, sich an Einzelheiten zu erinnern ... Der Mann fuhr einen roten Pick-up, was schon mal eine Hilfe ist, da rote Pick-ups eher selten hier sind. Dazu war der Mann eher klein. Leider war es am Abend ja schon dunkel gewesen, man konnte nicht gut sehen. Die beiden Kinder überlegen nun, wie sie den Mann finden können. Da kommt Lena eine Idee. "Fragen wir die Leute, die hier leben, ob sie etwas gesehen haben." Auch Alex findet diese Idee gut und so wird es auch gemacht. Sie teilen sich auf. Jedoch stellt sich nach einigen langen Stunden nur eins raus ... Gar nichts! So geht es nun ein paar Tage weiter und immer mit demselben Ergebnis. Da das Fragen nichts bringt, fangen sie an nach einem roten Pick-up zu suchen. Wieder erfolglos. Es ist, als ob dieser Mann gar nicht existieren würde. Inzwischen ist Lena wirklich verzweifelt. Es geht ihr immer schlechter und um Alex steht es auch nicht besser. Zwei Wochen sind inzwischen vergangen, ohne Spur von den Hunden, als eines Abends jemand bei Lena anruft. Zufällig ist auch Alex da und so können sie zusammen hören, wie eine Stimme sagt: „Ich habe eure Hunde und ihr könnt sie wieder bekommen, wenn ihr mich auch anständig bezahlt. Pro Hund 100€. Gebt einem Jungen das Geld. Morgen, um 20 Uhr im Park. Die Hunde werdet ihr gleich danach kriegen, und wenn ihr irgendein Spielchen treibt, ist es aus mit den Hunden. Ich werde sie dann nämlich wieder holen ...Und KEINE Polizei." Dann Stille. Wütend ruft Lena, was für eine Sauerei das sei, doch Alex beruhigt sie und sagt: "He, Du und Ich schaffen das. Wir bezahlen, überlegen uns einen Trick, wie wir sein Versteck finden, und überlassen den Rest der Polizei. Okay, das machen wir so!" Und mit der Zeit entsteht ein Plan. Es ist kurz vor 20 Uhr und Lena und Alex warten gespannt darauf, dass sich der Dieb zeigt. Die 200€ liegen bereit in einem Umschlag. Die Zeit vergeht und schließlich kommt ein Junge zu ihnen und sagt: "Ich soll das Geld holen für die Hunde." Also nimmt er das Geld, verschwindet hinter ein Gebüsch und kommt mit Lucky und Aila zurück. Überglücklich rennen die Hunde zu ihren Besitzern, schleckten sie ab und freuen sich einfach. Der Junge schleicht sich unbemerkt in der ganzen Aufregung weg. Glücklicherweise haben Alex, Lena und die Polizei, die den Dieb schon lange schnappen wollen, sich einen Trick überlegt. Sie haben in das Geld einen fast unsichtbaren Peilsender versteckt, der ihnen zeigt, wo das Geld und somit der Dieb ist. So kann später die Polizei den Dieb schnappen und alles wendet sich zum Guten. Der Dieb muss ins Gefängnis, alle erpressten Hundebesitzer bekommen ihr Geld und ihre Haustiere wieder. Alex und Lena sind inzwischen richtig gute Freunde geworden. So endet das Abenteuer von Lena, Alex und den Hunden Aila und Lucky.

Laura Friesen, Kasse 7GC

„Der besondere Ausflug“

Mir war langweilig, richtig langweilig. Mir fiel einfach nichts ein, was ich hätte machen können. Nach vielem Daumendrehen kann mir dann doch eine Idee: Ich könnte ja mal Max anrufen. Max war mein bester Freund und hatte bestimmt auch eine Idee, was wir unternehmen könnten, ER und ICH. Also rief ich Max an: „Hallo, Max am Apparat, wer ist dran?“ „Ich bin's, Marlon.“ „Hi, Marlon, was gibt's denn?“ „Mir ist total langweilig, Max. Hast du vielleicht Zeit, um etwas mit mir zu machen, du und ich?“ Wir überlegten sehr lange hin und her und es fiel uns trotzdem nichts Richtiges ein. In einer Sache aber waren wir uns einig: Wir wollten auf jeden Fall etwas Megacooles machen, so etwas, das man nicht alle

Tage macht. Irgendwann kam Max dann eine Idee: „WIR wollen Lasertag spielen gehen!“ Unser cooles Vorhaben mussten wir leider noch mit den Eltern besprechen, zu unserer großen Überraschung waren sie jedoch damit einverstanden. Ich flüsterte Max zu: „Das müssen wir ausnutzen.“ Denn so etwas passierte sehr selten! In der darauf folgenden Woche, am Samstag, wollten wir in die Lasertaghalle gehen. Unsere Eltern wollten uns hinfahren, alles war so weit gut, bis ich mir am Freitagnachmittag beim Fußballtraining das Knie verdrehte. Es geschah alles blitzschnell: Trainingsspiel – Foul – Sturz und schon war im Krankenhaus. Als Max mich dann coolerweise am selben Abend besuchte, war ich richtig traurig. Ich wollte mich bei ihm entschuldigen, er verpasste durch mich einen großartigen Lasertag. Er war aber komischerweise gar nicht sauer auf mich und sagte nur: „Das hätte auch mir passieren können. Du konntest doch gar nichts dafür. Das mit dem Lasertag können wir irgendwann nachholen. DU und ICH.“ Es gibt eine coolere Sache als alle Lasertage der Welt, das ist ein guter Freund, der zu einem hält, egal was passiert.

Jonah Weber, Klasse 7GC

„Black and white“

Das Telefon klingelt. Ring ...ring ...ring ... „Hallo Steve, Newman hier. Es geht um eure Tour nach Afrika. Jack könnte ich bitte deinen Vater sprechen?“ „Tour nach Afrika? Zu den Schwarzen? Davon weiß ich ja gar nichts. Einen Moment ich reiche dich weiter, Steve.“ Hey erst mal zu mir. Mein Name ist Jack, Jack Miller. Ich wohne mit meinem elfjährigen Bruder Harry und meinen Eltern in einer Millionärsvilla in London. Mein Vater ist ein Fußballprofi und meine Mutter eine weltberühmte Sängerin. Sie verdienen also ziemlich viel Geld, und immer wenn wir aus dem Haus gehen, werden wir gleich von Paparazzi abgelichtet. In fast allen Zeitschriften wird über uns berichtet und die ganze Welt weiß über uns Bescheid. Manchmal ist dieser ganze Ruhm ziemlich nervig, aber eigentlich genieße ich ihn in vollen Zügen. Am Abend sitzt unsere ganze Familie im Speisesaal. Mein Vater fängt an zu reden: „Also, heute hat unser Tourplaner Steve angerufen und mir angeboten, eine Tour nach Afrika zu machen. Nach einigen Überlegungen habe ich zugesagt. Unser Flieger nach Tansania geht übermorgen.“ Mein Bruder Harry erwidert: „Aber warum ausgerechnet nach Afrika zu den armen, schwarzen Menschen? Wir müssen ja aufpassen, dass dort keiner von uns ums Leben kommt bei der Kriminalität dort.“ Ich stimme ihm zu: „Solche Menschen können ruhig aus meinem Leben bleiben. Was für eine Schrottidee!“ Meine Mutter sagt: „Ich weiß Kinder, ich weiß. Doch das ist gut für unser Image. Wenn man in den Medien sieht, dass wir ganz liebevoll mit den armen Menschen umgehen, werden noch mehr Leute aufmerksam auf uns und wir werden noch berühmter.“ „Genau, wir müssen das Ding jetzt durchziehen“, so mein Vater. Seit unserem Gespräch sind zwei Tage vergangen und nun sitzen wir alle im Flugzeug und langweilen uns. Steve und einige Fotografen begleiten uns auf der Tour. Steve weiß genau, wann wir wo zu sein haben. Nach elf Stunden Flugzeit landet unsere Maschine am Flughafen von Dar es Salaam. Ich sage: „Iiiihhhh, Daddy hier stinkt es ja total.“ Mein Vater sagt: „Hab dich nicht so und steige jetzt aus.“ Wir sehen uns heute an unserem zweiten Tag in Afrika ein sehr armes Dorf an. Steve führt uns zu einer Familie, die wir kennenlernen sollen. Er sagt wir müssen so nett wie möglich sein, damit es ein paar gute Aufnahmen gibt. Die Familie besteht aus einer Mutter und fünf Kindern. Sie wohnt alleine mit ihnen in einer Wellblechhütte. Das älteste Kind könnte gut in meinem Alter sein. Steve sagt: „Los Jack nimm die Kleine in den Arm!“ Ich sage: „Steve muss das wirklich sein? Kann das nicht Harry machen?“ Steve meint: „Mach jetzt Jack.“ Klick!!! Das Foto ist geschossen. Am Ende des Fotoshootings gehen wir, ohne uns zu verabschieden. Doch die Mutter der Familie ruft uns zurück: „Familie Miller, wollen Sie nicht mit reinkommen und eine afrikanische Spezialität essen? Ich habe extra etwas vorbereitet.“ Mein Vater erwidert: „Nein, lassen sie es gut sein.“ Doch Steve erinnert meinen Vater daran, dass das auch wieder viele Pluspunkte für unser Image gibt und wir gehen widerwillig in die

verdreckte Hütte. Ich sitze auf dem Boden, bis das älteste Kind auf mich zukommt: „Guten Tag, ich heiße Amanuel und bin 15 Jahre alt. Wie heißt du?“ Er will mir seine Hand geben, aber ich ziehe meine zurück. „Jack, bin 14.“ Der schwarze Junge fragt mich, ob ich mit ihm Fußball spielen möchte. Durch Steves Blicke bin ich gezwungen „Ja“ zu sagen und folge Amanuel auf das staubige Fußballfeld. Ohne richtig losgelaufen zu sein, rennt schon einer unserer Fotografen hinterher. Amanuel spielt richtig gut Fußball. Er ist fair, und während wir spielen, unterhalten wir uns sogar ein bisschen. Er ist echt freundlich. Das hätte ich von einem Schwarzen niemals erwartet. Ich hätte nicht gedacht, dass mir das Fußballspielen mit ihm richtig Spaß machen kann. Nach dem Spiel zeigt mir Amanuel die Gegend um die Hütte rum. Wir unterhalten uns über unsere Familien und über vieles andere. Nach einer Zeit frage ich: „Was hältst du eigentlich von Weißen wie mir?“ Er antwortet: „Was soll ich denn von dir anderes halten als von jedem anderen. Ist es nicht egal, wie man aussieht und woher man kommt?“ Es macht doch schon etwas aus, ob man reich ist oder arm oder weiß oder schwarz oder vielleicht doch nicht? Ich weiß nicht. Stimmt das, was er da redet? Nach dem Spaziergang gehen wir in die Hütte und ich probiere das afrikanische Essen. Es schmeckt gar nicht so schlecht wie erwartet. Eigentlich sogar ganz gut. Dass arme Menschen auch so gut kochen können, hätte ich nicht gedacht. Ich spüre, dass meine Eltern so schnell wie möglich hier weg wollen, doch eigentlich ist es ja gar nicht so schlimm hier. Beim Abschied hat die Familie sogar Geschenke für uns! Amanuel kommt mir sehr traurig vor, dass wir jetzt schon gehen. Ein paar Tage später kommt Steve mit der Idee, die schwarze Familie in unser Hotel zum Essen einzuladen. Mein Vater sagt: „Aber Steve, ich denke jetzt reicht es langsam. Müssen wir uns wirklich noch mehr mit dieser Familie rumquälen?“ Ich mische mich ein: „Aber eigentlich waren die doch gar nicht so schlimm. Amanuel war auch sehr nett und höflich.“ „Wer ist Amanuel?“ „Der 15-jährige Sohn.“ Mein Vater sagt: „Jack, schwarz und weiß, das funktioniert nicht. Wir sind reich und angesehen und diese Familie nur arm und unbekannt.“ Ich widerspreche: „Ja, sie sind arm, aber das heißt doch noch lange nicht, dass sie blöd und schlecht sind.“ Mein Vater gibt widerwillig nach: „Na gut, aber nur noch dieses eine Mal.“ Am nächsten Tag kommen Amanuel und seine Familie in unsere 5-Sterne-Lounge, die wir gemietet haben. Amanuel, Harry und ich machen einen Spaziergang zu einem nahegelegenen Wasserfall. Wir gehen einen schmalen Sandweg entlang, am Rand sind viele Büsche und Gestrüpp. Es ist eigentlich ganz schön hier. Auf einmal springt ein maskierter Mann aus dem Gebüsch und drückt mich zu Boden. Ich schreie und weiß nicht, was er mit mir vorhat. Amanuel kommt angerannt und schlägt den Mann mit einem gekonnten Schlag zu Boden. Wir rennen schnell zum Hotel zurück. Ich blute und mein Kopf tut unheimlich weh. Mein Vater sagt: „Um Himmels Willen, Jack mein Junge, du blutest!“ Harry erklärt: „Jack wurde von einem Mann überfallen, doch Amanuel hat ihn gerettet.“ Mein Vater fragt: „Stimmt das, Jack? Der Junge hat dich gerettet?“ Ich nicke. „Ich weiß auch nicht, wie es sonst ausgegangen wäre. Danke Amanuel. Danke.“ Mein Vater antwortet erstaunt: „Echt, das glaube ich euch nicht. Ihr lügt mich doch an.“ „Ohne ihn wäre ich hilflos gewesen. Er hat mir das Leben gerettet“, sage ich. Mein Vater sagt: „Auch wenn ich es nicht glauben kann, möchte ich mich bei die bedanken. Das hast du gut gemacht. Du hast was gut bei mir.“ Er gibt Amanuel zum Dank die Hand. Ich bin sehr verwundert. Mein Vater gibt einem Schwarzen die Hand? Das hätte er früher nie gemacht. Ich glaube er oder besser gesagt unsere ganze Familie hat in diesem Urlaub mehr Respekt gegenüber andersfarbigen Menschen gewonnen. Ich habe einen Freund dazu gewonnen. Einen schwarzen Freund? Das wäre für mich bis vor wenigen Wochen noch unvorstellbar gewesen. Heute ist Abreisetag und wir fahren noch einmal bei Amanuel und seiner Familie vorbei. Ich sage: „Danke Amanuel, danke für alles. Wir sind zwar black and white, aber durch unsere Freundschaft vereint. Ihr und wir gehören auf dieser Welt zusammen.“

Lara Schledt, Klasse 8GC

„Du und Ich“

Tim ging, wie jeden Tag, alleine zur Schule. Er hatte ein mulmiges Gefühl, denn er und seine Mitschüler würden gleich eine Klassenarbeit in Deutsch schreiben müssen. Tim war in Deutsch noch nie gut gewesen und hatte vor jedem Test Angst. Als er endlich nach 30 Minuten Fußweg in der Schule ankam, wartete Frau Mayer, seine Deutschlehrerin, schon auf ihn. Sie sagte, wie immer in ihrem freundlichen Ton: „Na, Tim da bist du ja endlich! Hast du wieder auf dem Weg geträumt?“ Sie wartete erst gar nicht auf seine Antwort denn sie wusste genau, dass er „Ja“ sagen würde und wieder von seinen Mitschülern ausgelacht werden würde. Tim setzte sich auf seinen Platz in der ersten Reihe und dachte wieder daran, dass er Frau Mayer deswegen genauso mochte, wie sie war. Als er sein Mäppchen ausgepackt hatte, hatte er den Test schon fast wieder vergessen, doch nachdem er das Testblatt vor sich liegen hatte, war seine gute Laune wieder weg. Er las sich langsam und konzentriert das Blatt durch, auf dem stand: „Schreibe eine Geschichte über dich und deinen besten Freund“ Tim war verzweifelt, denn mit solch einem schwierigen Thema hatte er nicht gerechnet. Er hatte keine Freunde, weder beim Sport noch in der Schule. Seine Eltern mussten von morgens bis spät abends arbeiten, sie hatten ebenfalls keine Zeit für ihn, geschweige denn für ein Haustier. Und Tim wünschte sich schon ewig eins. Er schrieb jedes Jahr aufs Neue an Weihnachten einen einzigen Wunschzettel: „Ich wünsche mir von ganzem Herzen einen Hund“. Tim hatte keine Erfahrung mit Freunden, also beschrieb er in der Arbeit einfach eine ausgedachte Person. Da er sich jedoch nicht so gut in diese hineinversetzen konnte, bekam er für den Aufsatz nur eine 4. Einige Tage später war Weihnachten. Darauf freute Tim sich am meisten, denn genau an diesem Tag waren seine Eltern den ganzen Tag zu Hause. Auch dieses Jahr sehnte sich Tim nach einem Hund, wie all die Jahre zuvor auch. Nach dem Essen fand endlich die Bescherung statt: Dieses Jahr aber stand kein Geschenk für ihn unter dem Baum. Tim musste sich zusammenreißen, um nicht zu weinen, doch als seine Mutter mit einem wunderhübschen Hund in den Raum kam, konnte er sich nicht mehr halten. Er rannte auf sie zu und nahm sie in den Arm, danach streichelte und spielte er die ganze Nacht mit dem Hund. Tim nannte ihn Bello, Bello war ein lieber und bezaubernder Hund. Er war noch ein kleiner Dalmatinerwelpen und somit sehr verspielt. Bello hatte ein prachtvolles weißes Fell, das mit kleinen, schwarzen Punkten gesprenkelt war. Tim vertraute ihm blind, denn sein Blick war der eines besten Freundes, dem man immer vertrauen konnte. Der sonst so einsame Tim war wieder lebensfroh und glücklich. Als dann leider die Ferien vorbei waren, verkündete Frau Mayer in der Schule, dass die Arbeit nachgeschrieben werden müsste. Tim war froh und ging auch am nächsten Tag fröhlich in die Schule, obwohl sie an diesem Tag Deutsch schrieben. Tim hatte Glück denn sie mussten über das gleiche Thema schreiben, wie im ersten Test, über sich und den besten Freund. Diesmal war sich Tim sicher und er schrieb über sich und seinen Hund Bello. Die wunderbar neu gewonnene Freundschaft umfasste mehr als vier Seiten. Auf diese wunderbare Geschichte bekam er sogar eine 1 und seine Lehrerin sagte: „Das hast du toll gemacht! Ich bin stolz auf dich.“ Und wenn das auch nicht schon genug gewesen wäre, traf Tim, als er an einem schönen Frühlingsschmiedag mit Bello spazieren war, einen Jungen, der Paul hieß. Die beiden sprachen miteinander und nach und nach wurden sie die besten Freunde. Tim war sehr froh nicht mehr nur von „ich“ sprechen zu müssen, sondern von „meine Freunde Bello, Paul und ich“.

Clara Meinel, Klasse 8GC

Du & ich

Du und ich. Wir waren mal eins, wir beide waren ein WIR. Und jetzt warst du schon so lange fort. Zu lange, meiner Meinung nach. Ein Jahr und sechs Monate waren genau vergangen, als du in den Krieg geschickt wurdest und genau neun Monate war es her, seit du mir deinen letzten Brief geschickt hattest. Der Brief war total zerknittert, so oft hatte ich ihn schon in der Hand, so oft hatte ich ihn gelesen und Rotz und Wasser geheult. Deshalb war die Schrift auch so verschmiert, weil meine Tränen alle immer und immer wieder auf das Blatt fielen. Meine geliebte Hope, schreibst du. Jetzt bin ich schon neun Monate im Dienst und jeden Tag aufs Neue denke ich an dich. Immer und immer wieder nehme ich dein Bild in die Hand und bete, dass ich heil hier raus komme und endlich meine Verlobte in die Arme schließen kann. Mir geht es gut Schatz und ich weiß, dass du mir das nicht glaubst und es nichts an deiner Sorge um mich ändern wird, aber im Moment lebe ich und ich werde kämpfen. Ums Überleben kämpfen, denn damit kämpfe ich gleichzeitig um dich. Die Tage vergehen viel zu langsam und die schlimmen Dinge, die hier ständig passieren, werden mit dem Gedanken an

dich ein kleines bisschen weniger schlimm. Ich liebe dich und verspreche, ich werde heil zurück zu dir kommen. Dein dich liebender Louis. Es müsste der 15. Dezember gewesen sein. Es fing gerade an zu dämmern, als ich mit Mariah vor dem Kamin saß und einen Tee trank. Wie jeden Samstag. Eigentlich wollte ich mir mit Mariah alte Fotos von Louis ansehen, aber als ich Louis mit seinen braunen Augen und seinem süßen Lächeln sah, kam alles wieder hoch. Ich schlürfte nachdenklich an meinen Tee, während Mariah sich die Fotos alleine anschaute. „So schlau und gut aussehend und doch wurde er nicht verschont mein kleiner Engel“, seufzte Mariah mit trauriger Stimme. Meine sowieso schon aufgestauten Tränen drohten mir aus den Augen zu laufen und ich begann aus tiefstem Herzen zu schluchzen. Als Mariah das bemerkte schaute sie auf, rückte ein Stückchen näher zu mir und nahm mich in ihre beschützenden Arme. „Ach Engelchen, ich vermisse ihn doch auch, aber er wird wieder kommen. Er wird es schaffen, schon gar wegen der Tatsache, dass er dich liebt.“ Ich sah sie zweifelnd an: „Aber das kannst du doch nicht wissen Mariah!“ „Natürlich kann ich es nicht sicher wissen, aber mein mütterlicher Instinkt sagt mir, dass alles gut ist“, sagte sie sanft. Aber sie log. Alleine schon die Tatsache, dass sie mir nicht in die Augen schauen konnte, während sie diese Worte sprach, verriet sie. Sie wirkte beunruhigt, aber ich traute mich nicht nachzufragen, denn ich wollte es um ehrlich zu sein nicht wissen. Was wäre denn, wenn irgendwas mit ihm passieren würde, wenn er sterben würde? Das würde mich umbringen, in kleine Stücke zerfetzen, als wäre ich ein Stück Papier. Eine bedrückende Stille lag im Raum, weshalb ich aufstand und das Radio einschaltete. Als ich das Wort „Eilmeldung“ hörte, drehte ich am Lautstärkenregler und schaltete das Radio lauter. „Der Auftrag der amerikanischen Soldaten, die von Seattle in die Kriegsgebiete geschickt wurden, wurde heute gegen Mittag abgebrochen, da es zu viele Tote gab. 40 Soldaten von 100 überlebten und wurden ins Seattle Hospital eingeliefert. Unter ihnen lebensgefährdete sowie verletzte Soldaten. Wir beten für alle Familien, die ihre Angehörigen im Krieg verloren haben und sie jetzt missen müssen.“ Schon als ich hörte, wie der Radiosprecher „ins Seattle Hospital eingeliefert“, sagte, überschlugen sich meine Gedanken. Das Einzige, woran ich jetzt denken konnte, war Louis. Er lebt, das sagte ich mir immer wieder, bevor ich mir die Autoschlüssel schnappte und aus dem Haus rannte. Mit nichts mehr als meinem Pyjama und Socken bekleidet. Ich war schon fast am Auto angelangt, als Mariah mich aufhielt. Sie hielt meinen Arm fest und redete etwas von „nichts überstürzen“ und „alles wird gut“, aber ich riss mich los und hastete ins Auto. Mein Herz raste wie verrückt und meine Gedanken kreisten um Louis und um die Unwissenheit, ob er lebte. Ich fuhr so schnell ich konnte und sogar die rote Ampel kümmerte mich in diesem Moment herzlich wenig. Doch das war ein Fehler. Denn wie aus dem Nichts kamen zwei grelle Scheinwerfer auf mich zugerast und innerhalb von zwei Sekunden war alles schwarz. Das Letzte woran ich denken konnte, war ein Brief, den mir Louis einmal geschrieben hatte. Liebste, stand darin geschrieben. Wir beide wissen es ganz genau, niemand hat eine Garantie dafür, dass ich lebend wieder nach Hause komme. Aber es gibt für nichts eine Garantie. Die Liebe, das Leben, die Freundschaft, alles ist vergänglich. Aber auch wenn ich möglicherweise nicht wieder komme, du ... nein wir, wir beide wissen, dass ich dich liebe. Denn du und ich, wir sind eins, egal, wie weit ich entfernt bin, egal, wie lange es dauern mag, bis wir uns wieder sehen. Wir beide gehören zusammen, heute, morgen und auch alle Tage in der Zukunft. Wenn ich zurück bin, dann werden wir beide heiraten, wie ich es versprochen habe und die Worte „bis, dass der Tod uns scheidet“, werden überflüssig sein. Denn auch, wenn der Tod uns scheiden mag, du und ich, wir werden immer beieinander sein. Ob im Himmel, oder auf Erden, das wird keine Bedeutung haben. Denn unsere Liebe ist wie ein Band. Wir beiden sind verbunden und egal wie weit die Entfernung auch sein mag, wir bleiben immer beieinander. Und ich wusste, er hatte Recht. Er und ich, wir gehörten zusammen. Heute, morgen und auch alle Tage in der Zukunft. Wir waren eins und wir würden immer eins sein. Du und ich Liebster, du und ich.

Emine Sevinti und Stefanie Kötz, Klasse 8GC